



Exzellenz und Mittelmaß

Inhalt

Die Mittelmäßigkeit des Seins

Illich Molin

In seinem Vortrag *Die Frage nach der Technik*, den Heidegger 1953 im Auditorium Maximum der Technischen Hochschule in München hielt, ging es ihm im Wesentlichen darum, jenseits eines jeden anthropologischen Rahmens das wahre Wesen der Bedeutung der τέχνη (*téchne*) herauszuschälen. Er war sich über das Paradigma der Herrschaft des Menschen über die Welt im Klaren, doch stellte er hier die Technik der ποίησις (*poésis*) in ihrem ursprünglichen Verständnis als „Her-vor-bringen“ gegenüber, ergo im authentischen Sinne des „Heraus-führens“ von etwas Verborgenem in die „Unverborgenheit“. Die Welt selbst musste als etwas objektiv „Erreichbares“, „Beherrschbares“, „Veränderbares“ interpretiert werden. Heidegger beabsichtigte damit zu zeigen, dass die Struktur des Mensch-Welt-Verhältnisses von der Mittel-Zweck-Logik durchdrungen sein musste: Zum Zwecke einer Steigerung des Profits und einer steten Schaffung von Mehrwert ist es – marxistisch ausgedrückt – notwendig, die technischen Mittel stets weiterzuentwickeln. Wenn das proairetische Vermögen (*Προαίρεσις*) in Aristoteles' Nikomachischer Ethik – welches die τέχνη (*téchne*) und die πρᾶξις (*praxis*) bestimmt – das Vermögen ist, die geeigneten Mittel bereitzustellen, um

bestimmte Ziele zu erreichen, so ist es heutzutage gerade unsere Kultur des Profits, die diese aristotelische Fähigkeit besitzt.

Mit anderen Worten, heute entscheidet die vorherrschende neoliberalen und inzwischen globalisierte Kultur über den Sinn der qualitativen Bewertung der Dinge. Innerhalb der verschiedenen *Ontologien*, mit denen sich das heutige Denken – welches der Logik der Produktionsverhältnisse untergeordnet bleibt – identifiziert, beruht das Maß (das eigentliche Hegelsche *Quantum*) der dinglichen Qualität auf dem technischen Effizienzdenken – wobei Kants „Urteilskraft“ außen vor bleibt. In diesem Sinne ist auch der Mensch – wie ein Ding, eine Maschine – Gegenstand der Messbarkeit. Seine individuellen Besonderheiten und Fähigkeiten sind messbar, ebenso seine allgemeine Fähigkeit zu begreifen (*intelligere*), die innerhalb der vorherrschenden Kultur mehr oder weniger entbehrlich ist.

In einem System, in dem die technologische Entwicklung die menschlichen Rechenkapazitäten bei weitem überholt hat, verlagert das vorherrschende Modell, das die rechnerische Mittelmäßigkeit des Menschen

Denis Isaia reflektiert die Mittelmäßigkeit von Gian Enzo Sperone im Rahmen seiner Ausstellung im MART. 2

Aziza Daou sucht in ihrer Performance die Mitte, den Durchschnitt und die Mittelmäßigkeit. 4

Warum sich in der Literatur die Laienherrschaft durchsetzt, erklärt uns Felix Philipp Ingold. 6

Reinhold Giovanett sieht seinen Auftrag darin, Neues zu entdecken und Vielfalt aufzuzeigen. 11

Sonja Steger will Kreativität fördern und der Öffentlichkeit eine breite Mischung anbieten. 14

Jan Decker mutmaßt in seiner neuen Erzählung über die Gegenwart und entdeckt dabei viel Mediokres. 15

Curators Page: Axel Lapp räsoniert über die Rauminstallation *Locked-in* von Elisabeth Hözl. 16

Lydia Zimmer präsentiert literarische Meisterwerke aus Fernost. 16

FOTOSTRECKE
Umschlagbilder für das Programmheft des Meraner ost west club est ovest von Laura Zindaco.

GALERIE
Als sanften Widerstand schlägt Aziza Daou einen Gegenapplaus vor. Machen Sie mit!

Im Kulturbetrieb wird häufig die Exzellenz gesucht und besprochen, selten wird in ihrem Schatten der Stellenwert des Mittelmaßes, mithin der Mittelmäßigkeit für unser Kulturschaffen mitgedacht. Ist es aber nicht gerade die Mittelmäßigkeit, die sich durchsetzt? Besteht die große Kunst in einem Wurf nicht gerade darin, genau die Mitte zu treffen? Dorthin zu zielen, wo sich alle Linien treffen, wo es den maximalen Schnittpunkt und die größtmögliche Berührung gibt. Chapeau! Es ist die Mitte!

Sind es nicht die mittelmäßigen Ideen und Formen – ironischerweise das „Beste der Mittelmäßigkeit“, das am wenigsten aneckt und doch den Eindruck erweckt, kritisch zu sein – welche die Menschen ansprechen, auf Zustimmung stoßen und vielleicht auch trefflich den Zeitgeist abbilden?
Was befindet sich in der breiten Mitte? Ist dort das Herausragende anzutreffen? Ist das seichte Wasser nicht gerade das tiefste, undurchsichtigste Wasser, wo am meisten Fische schwimmen?
Wer ist erfolgreich in diesem Teich der vielen Fische?
Was lässt sich verkaufen? Wonach gieren Musikmarkt, Kunstmarkt, Social Media und der Markt im Allgemeinen? Einen hohen Stellenwert besitzen die Superlative und das Mediokratie mit Wiedererkennungswert, das sogenannte Markenzeichen.

Wie wichtig sind für uns als Gesellschaft exzellente kulturelle und künstlerische Leistungen, die sich in intensiver Konkurrenz zueinander befinden? In vielen Kontexten scheint das Nachahmenswerte ausreichend zu sein. Anders gefragt: Folgen nicht die meisten von uns dem Mittelmaß, wiewohl sich Kulturschaffende fast ausnahmslos als nicht mittelmäßig positionieren?

Demokratische Entscheidungsprozesse, aber auch Wettbewerbsjurys konstituieren ihre Entscheidungen häufig auf Konsens. Wählen sie damit nicht apriorisch die Mitte unter den gegebenen Möglichkeiten? Werden Spitzen und Tiefen solcherart überhaupt ausgeforscht? Und ist es möglich, entlang der Demarkationslinie des Durchschnittlichen einen fruchtbaren Kulturbegriff des Mittelmaßes zu entwickeln?

Hannes Egger / Haimo Perkmann

erkennt, den Schwerpunkt auf kreative, innovative, ästhetische oder auf Originalität ausgerichtete Fähigkeiten. Und wenn einerseits die heutige, vom Neoliberalismus geprägte Kultur die Parabel vom Menschen als kartesischer Denkmashine festigt und auf die Spitze treibt – und dies dem technologischen Paradigma dazu dient, sein revolutionärstes Produkt, nämlich die KI, die künstliche Intelligenz, die Denkmashine, unendlich weiterzuentwickeln –, so leistet andererseits dieselbe Kultur gerade Widerstand gegen dieses Modell, indem sie betont, dass die künstliche Intelligenz unmöglich die selbstreflektierenden und kreativen Eigenschaften der menschlichen Vernunft erlangen kann. Gleichzeitig kann das menschliche *Intelligere* – wenn es wie eine Rechenmaschine interpretiert wird – nicht mehr mit den Fähigkeiten ihrer eigenen Produkte konkurrieren.

Der Mensch als empfindungsfähiges, rationales Wesen (das allerdings wenig mit dem Sinn für Vernunft zu tun hat, den uns die Geschichte der abendländischen Philosophie überliefert hat) ist damit in seinem Wesen entwertet; nicht nur rational, sondern auch praktisch-poitisch.

In dieser Hinsicht kommt man nicht umhin, einen ersten Blick auf die platonische Ontologie zu werfen, welche die Offenheit für die phänomenale Welt gerade daraus bestimmt, was er *μεταξύ* (*metaxu*) nennt. Die Bedingung von *μεταξύ* ist, dass es zwar auf etwas hinweist, das in der Mitte liegt, das aber, da es in der Mitte liegt, zugleich zwei Begriffe miteinander in Beziehung setzt. Platon zeichnet den Weg vor, den die gesamte abendländische Philosophie in der Folge einschlagen muss. Er bezieht sich hier richtigerweise auf das, was in der Mitte zwischen Sein und Nichtsein im parmenideischen Denken liegt. Aber die Welt der eheren Unbeweglichkeit des Seins lässt weder Raum für Bewegung noch für jede Form von Vielheit. Das Vielfache wird durch das Eine unmöglich gemacht, so wie das Werden, die Bewegung und die Zeit durch die ewige Unbeweglichkeit des Seins überwältigt werden.

Um dem philosophischen Diskurs eine Stimme zu geben, musste Platon die Philosophie notwendigerweise auf den Weg des Vatermordes bringen. Aber die Tötung des „ehrwürdigen und schrecklichen Vaters“ (Parmenides) verfolgte einen bestimmten Zweck. Das Verharren in einer parmenideischen Ontologie hätte die Entfaltung der Welt, wie wir sie heute kennen, nicht zugelassen. Außerdem sprach Platon nicht einfach von einer Theorie, die so etwas wie das Handeln des Menschen in der Welt ermöglichen würde. Er begründete systematisch die „Welt“.

In diese ursprüngliche Mittelmäßigkeit einzutauchen, bedeutete die Kategorie der „Verfügbarkeit“ der Welt für den Menschen zu öffnen. Dieses Stehen in der Mitte bedeutet, dass die Welt und alles, was in ihr enthalten ist, beherrscht, vernichtet oder ins Licht des Seins gebracht werden kann. Heidegger hat dieses „in das Licht des Seins“ bringen gerade durch den Begriff der *noia* angeleitet, des schöpferischen Tuns, welches das zum Sein Neigende ans Licht bringt (ein Begriff, den Leibniz flüchtig mit dem kryptischen Wort „existitur“ definiert hat). Es ist jedoch anzumerken, dass Heidegger bei seinem Versuch, die wahre Bedeutung der Metaphysik aufzuzeigen, nicht erkannte, dass er genau das selbe Spiel wie Platon spielt.

Wenn diese metaphysische Mittelmäßigkeit, dieses *μεταξύ*, dieses Sein in der Mitte, das ist, was dem Gefühl der Mittelmäßigkeit immer gehört. Interessant ist jedoch, dass nach der lateinischen Etymologie des Wortes *medium* (*medium-ocris*) dieses Adjektiv die Bedeutung von „in der Mitte“ zwischen einem höheren und einem niedrigeren Punkt (*ocris* steht für Gipfel, Spitze oder auch Hügel) annehmen würde. Bekanntlich heißt es in Horaz' Ode an Licinius: „Auream quisquis mediocritatem / diligit, tutus caret obsoleti / sordibus tecti, caret invinda / sobrius aula“ (Es gibt ein goldenes Maß: wer es bevorzugt, / vermeidet vorsichtig das Elend einer Hütte / in Stücken, und nüch-

Die *kulturelemente* sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autoren und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

HERAUSGEBER Distel-Vereinigung
ERSCHEINUNGSORT Bozen
PRÄSIDENT Johannes Andresen
VORSTAND Peter Paul Brugger, Martin Hanni, Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha
KOORDINATION Hannes Egger, Haimo Perkmann
VERANSTALTUNGEN
PRESSERECHTLICH Karl Gudauner
VERANTWORTLICH Christof Brandt
FINANZGEBARUNG Hannes Egger
SEKRETARIAT
I - 39100 Bozen, Silbergasse 15
Tel. +39 0471 977 468
Fax +39 0471 940 718
info@kulturelemente.org
www.kulturelemente.org

GRAFIK & SATZ Barbara Pixner
DRUCK Fotolito Varesco, Auer
LEKTORAT Olivia Zambiasi
BEZUGSPREISE Inland Euro 3,50, Ausland Euro 4,00
Inland Euro 22,00, Ausland Euro 29,00
ABONNEMENT Südtiroler Landessparkasse Bozen
IBAN IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300
Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur

Die *kulturelemente* sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autoren und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

ternen / Glanz eines Palastes / der Neid erregt). Der lateinische Dichter bezog sich eindeutig auf die griechische philosophische Tradition, welche die Fähigkeit des Philosophen gewährleisten sollte, die Menschheit zu einem angemessenen Verhalten zu führen. Im Griechischen ist der Begriff, welcher der *Aurea Mediocritas* entspricht, zweifellos der Begriff *μεσότης* (*mesotes* = Mäßigung, Maß, Zwischenzustand, Mittelmaß).

Aristoteles' Nikomachische Ethik gibt uns mit auf den Weg, dass die größte philosophische Tugend in der „Mitte“ zu finden ist und dass jeder Exzess wie auch jeder Makel zu vermeiden ist, weil er nicht dem guten Handeln entspricht.

Der aristotelische Sinn des rechten Maßes markiert also einen Sinn der Mittelmäßigkeit, in dem die Weisheit *φρόνησις* (*phronesis*) im Wesentlichen nicht ein Übermaß, sondern ein bestimmtes, endliches und wohldosiertes Ziel im Blick hat. Es ist jedoch merkwürdig, dass dieser Sinn mit demselben Sinn des „in der Mitte seins“ zu tun hat, auf den sich die Mittelmäßigkeit bezieht.

In dieser Hinsicht kommt man nicht umhin, einen ersten Blick auf die platonische Ontologie zu werfen, welche die Offenheit für die phänomenale Welt gerade daraus bestimmt, was er *μεταξύ* (*metaxu*) nennt. Die Bedingung von *μεταξύ* ist, dass es zwar auf etwas hinweist, das in der Mitte liegt, das aber, da es in der Mitte liegt, zugleich zwei Begriffe miteinander in Beziehung setzt. Platon zeichnet den Weg vor, den die gesamte abendländische Philosophie in der Folge einschlagen muss. Er bezieht sich hier richtigerweise auf das, was in der Mitte zwischen Sein und Nichtsein im parmenideischen Denken liegt. Aber die Welt der eheren Unbeweglichkeit des Seins lässt weder Raum für Bewegung noch für jede Form von Vielheit. Das Vielfache wird durch das Eine unmöglich gemacht, so wie das Werden, die Bewegung und die Zeit durch die ewige Unbeweglichkeit des Seins überwältigt werden.

Um dem philosophischen Diskurs eine Stimme zu geben, musste Platon die Philosophie notwendigerweise auf den Weg des Vatermordes bringen. Aber die Tötung des „ehrwürdigen und schrecklichen Vaters“ (Parmenides) verfolgte einen bestimmten Zweck. Das Verharren in einer parmenideischen Ontologie hätte die Entfaltung der Welt, wie wir sie heute kennen, nicht zugelassen. Außerdem sprach Platon nicht einfach von einer Theorie, die so etwas wie das Handeln des Menschen in der Welt ermöglichen würde. Er begründete systematisch die „Welt“.

In diese ursprüngliche Mittelmäßigkeit einzutauchen, bedeutete die Kategorie der „Verfügbarkeit“ der Welt für den Menschen zu öffnen. Dieses Stehen in der Mitte bedeutet, dass die Welt und alles, was in ihr enthalten ist, beherrscht, vernichtet oder ins Licht des Seins gebracht werden kann. Heidegger hat dieses „in das Licht des Seins“ bringen gerade durch den Begriff der *noia* angeleitet, des schöpferischen Tuns, welches das zum Sein Neigende ans Licht bringt (ein Begriff, den Leibniz flüchtig mit dem kryptischen Wort „existitur“ definiert hat). Es ist jedoch anzumerken, dass Heidegger bei seinem Versuch, die wahre Bedeutung der Metaphysik aufzuzeigen, nicht erkannte, dass er genau das selbe Spiel wie Platon spielt.

Wenn diese metaphysische Mittelmäßigkeit, dieses *μεταξύ*, dieses Sein in der Mitte, das ist, was dem Gefühl der Mittelmäßigkeit immer gehört. Interessant ist jedoch, dass nach der lateinischen Etymologie des Wortes *medium* (*medium-ocris*) dieses Adjektiv die Bedeutung von „in der Mitte“ zwischen einem höheren und einem niedrigeren Punkt (*ocris* steht für Gipfel, Spitze oder auch Hügel) annehmen würde. Bekanntlich heißt es in Horaz' Ode an Licinius: „Auream quisquis mediocritatem / diligit, tutus caret obsoleti / sordibus tecti, caret invinda / sobrius aula“ (Es gibt ein goldenes Maß: wer es bevorzugt, / vermeidet vorsichtig das Elend einer Hütte / in Stücken, und nüch-



Gian Enzo Sperone, der Mann ohne Eigenschaften

Denis Isaia

Gian Enzo Sperone sagt von sich selbst: „Ich war in allem mittelmäßig. In der Schule war ich mittelmäßig, im Sport war ich mittelmäßig, bei den Sprachen bin ich mittelmäßig.“ Und doch war Sperone, Jahrgang 1939, vierzig Jahre lang der erfolgreichste italienische Kunsthändler und ab den 1970er Jahren und für den Rest des vergangenen Jahrhunderts einer der führenden Galeristen der Kunstszenen. Ihm verdanken wir die ersten Ausstellungen der amerikanischen Pop Art in Italien, die internationale Durchsetzung der *Arte Povera* und den schnellen kulturellen und kommerziellen Erfolg der *Transavanguardia*. Es ist daher schwierig, seine Selbstdefinition als „mittelmäßig“ zu akzeptieren. Als ich ihn fragte, ob ihm ein Titel für die Ausstellung verschwebt, schlug er eine andere, ebenso niederschmetternde Sichtweise auf sich selbst vor: „Der Mann ohne Eigenschaften“. Als Arbeitsgruppe sagten wir uns, dass dies eine wunderbare Verherrlichung der Mittelmäßigkeit sei und im Namen der subtilen Provokation akzeptierten wir seinen Vorschlag. Worauf bezieht sich also die Mittelmäßigkeit, die er sich selbst zuschreibt? Die erste Antwort muss in einer Frage gesucht werden, die als Gegenbeispiel dient: Kann eine solche Zuschreibung nur selbst vorgenommen werden oder wird sie auch dann akzeptiert, wenn sie von einer dritten Partei angegeben wird? Wenn ich Sperone sagen würde, dass er mittelmäßig sei, wie würde er dann reagieren? Würde er es scheiden oder gar unterwarfür „die andere Wange“ hinhalten, so als würde er die Vorherrschaft des Geistes über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens bekräftigen? Die Antwort ist nein. Die Art der Mittelmäßigkeit, über die wir hier sprechen, liegt nicht in der geistigen Losgelöstheit. Es gibt vielleicht Ähnlichkeiten mit Kategorien der Gleichgültigkeit, doch dies ist wiederum ein ganz anderes Thema.

Als Kurator der Ausstellung, die das MART Gian Enzo Sperone widmet, habe ich den Titel „Der Mann ohne Eigenschaften“ so interpretiert, dass Gian Enzo Sperone ein wandernder Sammler ist, der sich nicht auf ein einziges Interesse konzentriert. [Im Grunde ist „sich geringzuschätzen“ etwas völlig anderes als „sich zu unterwerfen“.] Wenn man sich die Ergebnisse seiner Sammlung anschaut, scheint er das Schöne ungeachtet seiner Form wertzuschätzen, er kann ihm nicht widerstehen. Der Mann ohne Eigenschaften ist im Fall der Ausstellung der Sammler, der überall hinschaut und sich an immer neuen Ausdrücken der Schönheit erfreut.

Auftreten ist nicht beunruhigend hochgeistig, aber auch nicht trivial oder unglaublich; vielmehr ist es ein akutes präzise ausgespieltes Mittelmaß. Es gibt einen Begriff aus der Renaissance, der in Vergessenheit geraten ist, aber helfen könnte, das Paradoxon der Mittelmäßigkeit, um das wir uns hier drehen, zu verdeutlichen: „Sprezzatura“, die Geringschätzung. Sein moderner Ursprung geht auf Baldassarre Castiglione zurück, den großen Humanisten der Renaissance, der in einem von Raffaels bekanntesten Porträts verewigt wurde. In seinem Werk *Libro del Cortegiano*, in dem er das gute Benehmen des Mannes am Hof, des „Cortegiano“, beschreibt, nennt Baldassarre „eine Regel, die mir in allen menschlichen Dingen, die getan oder gesagt werden, gültiger zu sein scheint als jede andere“, und das ist, „so sehr man es vermag, die Affektiertheit zu vermeiden wie eine rauhe und gefährliche Klippe, und bei allem, um vielleicht ein neues Wort zu gebrauchen, eine gewisse Art von Lässigkeit [una certa sprezzatura] anzuwenden, welche Mühe und Kunstfertigkeit verbirgt und stattdessen bezeugt, dass das, was man tut oder sagt, scheinbar mühelos, fast ohne Anstrengung gelingt. Davon röhrt, glaube ich, großenteils die Anmut [la grazia] her.“ *Sprezzatura* ist die Geringschätzung, die ein Mensch auf sich selbst anwendet und sich somit zwingt, Affektiertheit und Prunk zu vermeiden. Mit anderen Worten, sie ist eine Form der Verstellung der Intelligenz, die es dem Subjekt, das sie anwendet, ermöglicht, für die Natürlichkeit seiner Fähigkeiten geschätzt zu werden. Wir beginnen also zu verstehen, wie sich dieses Paradoxon vermeintlich mittelmäßiger Menschen als eines der Geheimnisse ihres Erfolgs herausstellt.

Als Kurator der Ausstellung, die das MART Gian Enzo Sperone widmet, habe ich den Titel „Der Mann ohne Eigenschaften“ so interpretiert, dass Gian Enzo Sperone ein wandernder Sammler ist, der sich nicht auf ein einziges Interesse konzentriert. [Im Grunde ist „sich geringzuschätzen“ etwas völlig anderes als „sich zu unterwerfen“.] Wenn man sich die Ergebnisse seiner Sammlung anschaut, scheint er das Schöne ungeachtet seiner Form wertzuschätzen, er kann ihm nicht widerstehen. Der Mann ohne Eigenschaften ist im Fall der Ausstellung der Sammler, der überall hinschaut und sich an immer neuen Ausdrücken der Schönheit erfreut.

Es ist sogar zu offensichtlich, dass wir es einmal mehr mit einer ironischen Täuschung zu tun haben. In der hartnäckigen Geschmacklosigkeit einer alles verschlingenden Sammlung verbirgt sich raffiniert die präzise Auswahl und die Kunst des Geschmacks – eine der unaussprechlichsten und wichtigsten Eigenschaften des Menschen im Verlauf seiner Geschichte. Wenn es eine Sache gibt, in der Gian Enzo Sperone jenseits aller Rhetorik als nicht mittelmäßig bezeichnet werden kann, dann ist es der Geschmack. Seine Sammlung ist vielfältig, weil der Geschmack in der Schärfe des ideologiefreien Blicks kultiviert wird. Nach dieser Logik kann der Geschmack nicht in einem einzigen Kanon oder Stil verweilen. Er ernährt sich vielmehr von Entdeckungen und Vielfalt, auch von dem, was als mittelmäßig und daher nicht beachtenswert gilt. Derjenige, der nach dem höchsten Geschmack strebt, hat kein einziges Feuer zu nähren, sondern wechselt seine Meinung und schult sich in Studium und Gespräch. Die Ausübung des Geschmacks ist faul und untätig, sie beschäftigt sich mit unnützen oder frivolen Dingen, sie ist launisch und respektlos. Der Geschmack ist nur der edelste Ausdruck des Nichts und als solcher scheint er nur dem Nichts zu dienen oder zu nichts nütze zu sein. Aber was wäre, wenn diese mittelmäßige Welt, in der wir leben, mehr Sinn für guten Geschmack hätte? Sie wäre eine viel bessere Welt, offener für den Fluss der Ereignisse und Veränderungen, die sich der Rechtmäßigkeit des Schönen widmen, was wiederum nichts anderes ist als die Rechtmäßigkeit des menschlichen Handelns im Laufe der Zeit; denn in der Geschichte des Artefakts bleibt nur das Schöne, während das Hässliche unweigerlich verschwindet. Anstatt sich also der Exegese von Konzepten, sozialen oder ökologischen Debatten zu widmen, könnten Museen eine eher mittelmäßige Haltung einnehmen und sich der freien Ausübung des Geschmacks widmen, was die Besten und Nichtmittelmäßigen unter uns auch als freie Ausübung des guten und schönen Lebens oder, in letzter Instanz, als Heilsversprechen interpretieren können. Gerade so, wie es der große mittelmäßige Gian Enzo Sperone tut und immer getan hat.

Médiocre

Aziza Daou

Wie spät ist es bei dir, wenn du diese Worte liest?
Was ist deine Lieblingszeit an einem 24-Stunden-Tag?
Ich spreche nicht von einer konzeptuellen Zeit oder
einem Zeitpunkt.

Ich spreche von einer Reihe von Zahlen auf einem Bildschirm.

Ich habe eine kleine Schwäche für die Abfolge derselben Zahl.

00:00

11:11

22:22

Nur drei Möglichkeiten in 24 Stunden.

11:11 scheint mir eine gute Wahl zu sein. Nein, nicht die gute Wahl, sondern eher die mittlere und mittelmäßige Wahl.

Die Wahl der Mitte.

Bei einer Konferenz in einem ganz und gar institutionalisierten Museum hat die Präsentation meiner Arbeit zur Mittelmäßigkeit eine Tür zu dir geöffnet. Ich möchte dich, wenn du gestattest, also bitten, dich in die Mitte des Raumes zu stellen, in dem du dich befindest. Wenn dich nichts daran hindert, dann bist du nicht zu allzu weit von der Mitte entfernt.

In Ermangelung einer metaphysischen Vorrichtung für eine unverfälschte Dokumentation der Performance bitte ich dich, diese Form der Textdokumentation zu akzeptieren, die nach meiner Intervention am 6. April 2022 um 14:30 Uhr zustande kam.

„Die Aktion sprengt die Idee der Performance, führt in eine andere Zeit ein, die kontinuierliche Zeit der Beziehung zu anderen, der Aufmerksamkeit, die abschließen sollte und doch öffnet, mit Jubel.“ (Valentine Verhaghe)

Ursprünglich war die Idee, einen anderen Weg zu wählen: den der Mittelmäßigkeit.

Bevor du weitermachst, lass uns das Wort richtig einordnen.

Das Mittelmaß ist etwas, das ohne Glanz und ohne großes Interesse ist. Das Mittelmaß ist ursprünglich vor allem eines: durchschnittlich. Aus dem Lateinischen *mediocritas*, „durchschnittlich, gewöhnlich, mittelmäßig“. In der Mitte zwischen groß und klein.

Mediokrität: Mittelmäßigkeit kommt vom lateinischen *mediocritas*, einem gebräuchlichen Begriff, der aus dem Adjektiv *mediocris* „mittel“ und „gewöhnlich“ entstanden ist, das wiederum vom Adjektiv *medius*, „der in der Mitte steht“, abgeleitet ist. Die erste Bedeutung, die heute veraltet, aber in der Literatur und Philosophie immer noch wirksam ist, lautet: „weder klein noch groß in Bezug auf seine Dimensionen oder seine Bedeutung“. In ethischer Hinsicht entspricht es dem Maßvollen, Vernünftigen.

Die Wahl der Mitte wird damit ebenso wichtig. Wenn wir uns länger mit verschiedenen Situationen beschäftigen, mit denen wir konfrontiert werden können, ist ein Dazwischen nur allzu oft wesentlich. Noch komischer ist, dass wir selbst manchmal zu dieser Mitte, diesem Milieu, diesem Zwischenraum werden. Wenn du einen von Wänden begrenzten Raum betrittst, wenn du es versuchst und es dir gelingt, dich in die Mitte des Raumes zu stellen, hast du eine geographische Mitte gefunden. Wenn drei Menschen in einer Reihe stehen, ist der



Die Mitte
Seite 4

zweite von rechts derselbe von links und wenn du diese Person bist, bist du der mittlere Mensch, der oben erwähnte „Medius“, in dieser Situation haben wir ein geometrisches Mittelmaß gefunden.

Und so weiter und so fort sind die Milieus vielfältig, wunderbar und das, was ich durch die Seltsamkeit und den Zufall dieser Zustände suche.

Das Mittelmaß ist sicherlich subjektiv und im Grunde genommen jedem eigen. Überlegenheit und Unterlegenheit liegen jeweils auf einer Seite und auf der anderen Seite des Mittelmaßes.

Dieses empfindliche Gleichgewicht, in dem wir uns befinden, ist in einer Welt, die von Überproduktion regiert wird, schwer beizubehalten.

Wir alle segeln an Bord des Bootes der Meritokratie und versuchen, ein sich immer entziehendes Ufer zu erreichen. Ich zeige dir die Mittelmäßigkeit, aber nicht so, wie du sie dir vorstellst, sondern als Rettungsanker.

Robert Musil sagt: „Man liegt nicht mehr unter einem Baum und guckt zwischen der großen und der zweiten Zehe hindurch in den Himmel, sondern man schafft.“

Im Paradigma der Kunstwelt wäre es ein Mangel an Ehrgeiz, Werke aus einer anderen Perspektive zu produzieren, z. B. indem man sich an der Mittelmäßigkeit versucht. In einer Welt, die von Gegenständen erdrückt wird, könnten wir durch nicht greifbare Kunst Widerstand leisten.

Die Mittelmäßigkeit, so wie ich sie sehe, existiert abseits der Werturteile. Es ist ein Zustand der Wachsamkeit, des Nachdenkens und sogar des Widerstands.

Es ist ein Widerstand in Erwartung, still und sanft.

Es geht darum, das richtige Gleichgewicht zu finden. Ich würde „Unterlegenheit“ durch „Versagen“ und „Überlegenheit“ durch „Erfolg“ ersetzen. Die Mediokrität wird dieses Milieu sein; lass uns darin baden! Ein Bad außerhalb von Raum und Zeit, weit weg von der Meritokratie.

Nehmen wir uns eine Minute Zeit, um ein erklärendes Schema zu zeichnen.

Zeichne einen Kreis und direkt daneben einen zweiten, so dass sich die beiden Elemente überschneiden. Jetzt haben deine beiden Kreise einen gemeinsamen Raum geschaffen, einen Zwischenraum, der ihnen gehört, der dir gehört, bade darin.

Das Hin und Her muss nicht zwangsläufig zu einem Ergebnis führen, es ist erlaubt, zu scheitern und ebenso erfolgreich zu sein. Ohne Druck könnte man Inaktivität und Stagnation in der Mitte des Musters behaupten, obwohl dies sehr unbeliebt ist.

Keine außergewöhnlichen Ansprüche, keine Erwartungen, nur ein ständiges Erforschen, um Daten zu sammeln: Man spielt den angehenden Wissenschaftler.

Auf der Suche nach dem Mittelmaß! Lass uns einen Spaziergang machen und versuchen, alltägliche Situationen der Mittelmäßigkeit festzuhalten.

Jemand sitzt in der Mitte einer Bank. Eine Person, die in der Mitte eines Marktplatzes steht. Ein Fliesenboden, der so verlegt ist, dass man durch eine ungerade Anzahl von Fliesen die Mitte finden kann, um diesen Gang in einem Gleichgewicht, geschützt, entlangzugehen.

Die Mittelmäßigkeit, so wie ich sie sehe, existiert abseits der Werturteile.

Es ist ein Zustand der Wachsamkeit, des Nachdenkens und sogar des Widerstands.

Es ist ein Widerstand in Erwartung, still und sanft.

Als roter Faden lässt sich erkennen, dass es meist Begegnungen und Ideen waren, die mich begeisterten und motivierten. Oft waren es Impulse anderer, doch Ideen brauchen immer Verwirklicher und das kann ich, so glaube ich, ganz gut. Viele kleine Schritte ergeben einen Weg.

Erleben und Begegnungen ermöglichen

Sonja Steger organisiert seit Jahren Literatur-Veranstaltungen sowie Cross-Over-Events zwischen Literatur, Kunst, Musik, Theater und Film in Südtirol. Anbei publiziert sie Bücher und Zeitschriften zu spezifisch lokalen Themen und schafft so ein zukünftiges Archiv. Aus dem Meraner Kulturleben ist Sonja Steger heute kaum mehr wegzudenken. Haimo Perkmann befragt die unermüdliche Kulturvermittlerin nach ihrer Konzeption von Exzellenz und Mittelmaß.



Die Mitte
Seite 5

KULTURELEMENTE Du organisierst seit Jahren Veranstaltungen. Wie hat das angefangen, was war dein Ansporn als freiberufliche Kulturvermittlerin zu arbeiten?

SONJA STEGER Aufgewachsen bin ich in einem Umfeld, in dem Kultur keinen Stellenwert hatte. Arbeit und Existenzsicherung bestimmten alle Lebensbereiche der Elterngeneration. Meine Mutter stammt aus Deutschland und hat Krieg und Armut am eigenen Leib erfahren, mein Vater aus dem Pustertal von einem Bergbauernhof. Ihr Ziel war es, dass es die Kinder einmal besser haben sollten. Dafür bin ich ihnen extrem dankbar, denn nur aufgrund ihrer Bemühungen und ihres Fleißes kann ich mich seit über einem Jahrzehnt der Kulturarbeit widmen. Mein Fluchort in dem Hotelbetrieb war von Kindesbeinen an die Literatur. Sie war mein Einstieg. Dann hatte ich immer wieder das Glück, Menschen zu begegnen, welche mir Impulse Richtung Kultureresse gaben. Wie zum Beispiel jener Lehrer, der mir den Job als Platzanweiserin bei klassischen Konzerten vermittelte, die ich infolgedessen auch selbst erleben durfte und schätzen lernte. Oder die bundesdeutsche Malerin Sigrid Antonie Dietz, die Gast in unserem Hotel war.

Die größte Rolle spielt wohl der *ost west club est ovest* in Meran. Dort begegne ich Klaus Reider, dem ehemaligen Präsidenten des Clubs, der mich zum Mitmachen bewegte. Anfangs stellte ich Bücher vor, las daraus vor und gestaltete etliche Abende mit dem Ethnologen Johannes Ortner. Wir brachten Autoren wie John Steinbeck und Christoph Ransmayer. Als meine ersten eigenen Bücher erschienen, stellte ich natürlich auch diese vor. Später lud ich Autorinnen und Autoren in den Club ein, um ihre Bücher vorzustellen. Das Format heißt inzwischen *LiteraturCLUB*. Viele weitere Projekte haben ihren Ursprung im Club.

Es gab und gibt aber auch Cross-Over-Events, wo viele Kunstschaflende eine Plattform finden...

Eine wichtige Etappe in diese Richtung war das offene Kunst-Musik-Literatur-Festival *[un]defined* (2004-2010) von Besy Mayer, Stephan Pircher und Philipp Leitner, an dem ich mitwirken und viele Erfahrungen sammeln durfte. Umgesetzt wurde es mit der Hilfe zahlreicher Kreativer auf einem aufgelassenen Militär-Areal.

Ein weiteres kunstspartenübergreifendes Projekt ist das mit Peter Oberdörfer und Haimo Perkmann initiierte Literaturfestival *Sprachspiele/Linguaggi in gioco*, das seit 2011 jährlich im Herbst stattfindet.

Wohin führt für dich hier der rote Faden?

Als roter Faden lässt sich erkennen, dass es meist Begegnungen und Ideen waren, die mich begeisterten und motivierten. Oft waren es Impulse anderer, doch Ideen brauchen immer Verwirklicher und das kann ich, so glaube ich, ganz gut. Viele kleine Schritte ergeben einen Weg.

Was waren die wichtigsten Meilensteine, die schönsten Projekte?

Generell

haben die meisten Projekte, an denen ich mit-

wirke, einen sehr breit gefächerten, offenen Charakter.

Es gilt Kreativität wertzuschätzen, Räume zur Vorstel-

lung geistiger Arbeit zu schaffen und diese Räume zur

Verfügung zu stellen. Die Mischung macht es aus, etwa

bei Literatur-Veranstaltungen: Menschen einzuladen, die aus ihrem ersten Manuscript vorlesen, Autor*innen, die Neuerscheinungen vorstellen, dann wieder renommier-

te Schreibende, die das Format unterstützen möchten und ebenfalls mitmachen. Dabei spannt sich der Bogen

von Lyrik zur Prosa bis zum Sachbuch.

Begegnungen und Austausch sind essenziell. Daraus kann Neues entstehen. Mein Ansatz ist nicht literaturwissenschaftlich, im Mittelpunkt steht das Erleben. In dem man Sichtbarkeit verleiht, ermutigt man, hilft man dabei mit, Welthaltiges und Poetisches zu verbreiten. Bei den Buchvorstellungen und Lesungen sowohl im Rahmen des Formats *LiteraturCLUB* als auch beim Festival *Sprachspiele/Linguaggi in gioco* geht es aber auch darum, ein leises Kultur-Ritual zu pflegen!

Könnte man sagen, dass der Exzellenzgedanke bei deinen Veranstaltungen weniger eine Rolle spielt als die breite Mischung?

In der Tat. Dennoch glaube ich, ein exzellentes Programm zu gestalten, bei dem zahlreiche Autorinnen und Autoren mit einer großen Vielfalt an Themen vertreten sind. Sichtbarkeit finden nicht nur „anerkannte“ Größen des Literaturbetriebs, die es bereits sozusagen geschafft haben – für sie gibt es viele und gute Auftrittsmöglichkeiten. Natürlich ist es sehr erfreulich, wenn auch dies bei meinen „bescheidenen“ Veranstaltungen mitmachen, um ihnen mehr Sichtbarkeit zu verleihen, aber der Humus der Kultur, der respektvoll kultiviert werden sollte, setzt sich aus allen Schriftstellerinnen und Schriftstellern zusammen.

Dort sein, wo der Funke sich entzündet

Musik trifft Literatur:
Reinhold Giovanett und Sonja Steger im Gespräch

Reinhold ist Musiker, Kultur- und Musik-Publizist, war bis 2020 für die Musikbeilage *Headliner* von der *Neuen Südtiroler Tageszeitung* verantwortlich, jetzt schreibt er Texte über Musik und Musiker*innen auf *salto.music* für das online Nachrichtenportal *Salto*. b.z. Seit 2008 gestaltet er gemeinsam mit Roland Leitner das Magazin für Jugendkultur *Radio Freier Fall* auf RAI Südtirol. Auf dem Weg zu einem Konzert im Vinschgau hat er einen Zwischenstopp eingelegt. Wir treffen uns an einem Novembernachmittag, in meiner Küche, bei *Coffee and Cigarettes* entspinnst sich ein intensives Gespräch.

Warum heißt die Sendung *Radio Freier Fall*?

Die Antwort darauf ist relativ banal. Ich war damals noch Jugendarbeiter und hatte auf einer Reise nach Schweeden auf einem „Luna Park“ einen kleinen „Free Fall“ mitgemacht. Das war der Input für den Namen, übersetzt quasi, sich in den freien Fall gegeben, beim Planen und Umsetzen des Programms und der Interviews.

Habe mich mit Hörer*innen deines Programms ausgetauscht, sie teilen meinen Eindruck, dass es dir gelingt, ein Gefühl für die interviewierte Person entstehen zu lassen. Man hört und spürt, dass du immer sehr gut vorbereitet bist, respektvoll und aufgeschlossen auf deine Interviewpartner zugehst.

Es freut mich, so wahrgenommen zu werden. Tatsächlich höre ich mir als Vorbereitung auf einen Radiobeitrag die Releases in der Regel öfters an, schau was ich von der Band X oder Musiker*in Y in meinem Archiv habe, mach „eine Runde im Internet“...

Das klingt banal, ist es aber nicht, weil dieses Hintergrundwissen führt dazu, tiefergehende Antworten zu erhalten. Oder anders gesagt: Ich nehme die Sache ernst, egal ob es nun ein junger Rapper ist oder eine intellektuelle Electronic-Geschichte.

Ich bekomme ja hin und wieder auch Feedback und bestätigt fühlte ich mich, als mir erzählt wurde, dass das Radiopublikum das Gefühl hat, selbst beinahe mitten im Gespräch zu sein. Das finde ich schön und hat mich sehr gefreut.

Ist so eine – gewissermaßen demokratische – Plattform für Auftritte als auch für eine Presse, die sich nicht nur mit Eliten befasst, für die Musikszene heute wichtig?

Es ist die Aufgabe von uns Journalisten, Vielfalt aufzuzeigen, Neues zu entdecken und in die Öffentlichkeit zu transportieren. Man muss dabei aber vorsichtig sein, mit Fingerspitzengefühl vorgehen. Für die Musiker*innen, vor allem für die Newcomer, ist Feedback enorm wichtig. Neben dem Feedback von Freunden und Familien braucht es den unverstellten Blick von außen. Das kann Mut machen. Wenn man so arbeitet, geht man nicht auf Nummer sicher und man muss

achtsam und irgendwie vorsichtig sein. Ein erster Song, ein neues Album, eine neue Band, es ist alles sehr genuin. Es ist bärig, dabei zu sein, wo der Funke sich entzündet, wo es praktisch anfängt!

Wie gehst du damit um, wenn dir etwas nicht gefällt?

Natürlich gefällt mir nicht alles und es ist auch nicht alles wirklich gut, man muss aber immer den Kontext sehen, das Entwicklungspotential, die Wichtigkeit des Projekts für den jeweiligen Musiker, die jeweilige Musikerin. Mein Eindruck: Die Leute warten immer auf große Meisterwerke, aber die schafft niemand aus dem Nichts. Ich lehne das sogenannte Sportdenken in der Musik und generell in der Kultur definitiv ab, d.h. dass nur die ersten Plätze zählen, obwohl alle die mitmachen, extrem gut sind.

Mir ist passiert, dass sich eine Band aufgelöst hat, nachdem ich etwas nicht ganz so Positives geschrieben hatte. Heute würde ich das nicht mehr so machen. Es gibt eine so große Vielfalt, also muss ich mir nicht jene rauspicken, die vielleicht noch nicht so weit sind und auf ihnen rumhacken. Es ist besser, zuzuwarten, wie sich diese Projekte in Ruhe entwickeln. Ich sehe es nicht als meine Aufgabe, zu verletzen und zu vernichten, sondern widme mich lieber konstruktiv jenen, die auf einem guten Weg sind und interessante Sachen produzieren. Es kommt sogar vor, dass ich Musiker, die nicht gerade durch ihr Können glänzen, trotzdem gut finde, weil sie so punkig, dreckig, ehrlich, wild, ironisch, inspirierend, was auch immer sind. Außerdem, wer bestimmt, was gut, was schlecht oder was mittelmäßig ist. Es gilt immer, aktuelle Standards zu hinterfragen. Ich bin kein elitärer „Sack“. Die Schrägen, nicht Perfekte sind oft extrem wichtig, weil sie Türen aufstoßen, neue Wege beschreiten.

Hast du Vorbilder? Was sind deine Ziele nebst den bereits genannten?

Ich bin begeisterter Leser des Metal-Magazins DEAF FOREVER. Mir gefällt, dass die Redakteur*innen als Fans schreiben. Sie sind Profis, kennen ihre Materie und sind gleichzeitig Fans. Man spürt die emotionale Nähe zum Stoff, es ist subjektiv und darum glaubwürdiger. So versuche auch ich zu arbeiten. Hinzu kommt, dass ich selbst ja auch weiterkommen will. Mich interessieren die Geschichten, ich möchte mir die Offenheit für Begegnungen und Überraschungen bewahren. Es ist ein unablässiges Suchen und Finden.

Die Kulturelemente-Redaktion hat mir eine Frage an dich mitgegeben: „Du selbst warst Mitglied einer der bekanntesten Metal-Bands der 1990er Jahre, Stil Blind. Diese Band war in ihrer Ausrichtung unkommerziell und sehr experimentierfreudig, man könnte auch sagen, künstlerisch radikal. In der heutigen Social Media Zeit scheint es hingegen so zu sein, dass

viele junge Künstler mit Talent und musikalischer Bildung einen Weg des Erfolgs suchen, indem sie unter anderem über Social Media Kanäle Zugriffe zu generieren versuchen. Dabei erkenne ich viel Anlehnung oder auch Imitation amerikanischer und britischer Musikstile, aber wenig Experimentierfreudigkeit und noch weniger vom Kommerz unabhängige Radikalität. Irre ich mich?

Stimmt! Die ganzen YouTube-Tutorials und technischen Möglichkeiten sind prinzipiell toll, doch ich finde, wenn sie sehr früh „angewendet“ werden, wird die Möglichkeit unterbunden, die eigene Originalität zu entdecken. Es wird viel zu viel geschaut, wie man es „richtig“ macht. Wichtig wäre herauszufinden, wie schaut die „eigene“ Stimme aus, wie der individuelle Weg. Wenn man alle Regeln befolgt, kann nichts Eigenständiges herauskommen. Alles klingt gleich, da hat man null Chancen „aufzufallen“.

Provokant gefragt: Früher war alles besser?

Auf keinen Fall, ich wäre lieber heute jung als früher. Damals, zu meiner Jugendzeit, war man mit der eigenen Inkompotenz konfrontiert und musste schauen, was man daraus machen kann. Man war eingesperrt in seinem Kaff. Heute ist die Welt vernetzt, man ist global eingebunden. Ich fühle mich als Europäer, im besten Fall als Weltbürger. Für Junge ist es heute sehr viel leichter, zu neuen Ufern aufzubrechen.

Wie würdest du die Musiklandschaft in den Sparten Pop, Rock etc. in Südtirol beschreiben und was wünschst du dir, was könnte man verbessern?

Mehr Begegnungen im Kleinen. Ob das ein spontanes Konzert vor wenigen Leuten oder eine Lesung ist, solche Begegnungen haben eine hohe emotionale Qualität, sind intensiver, man ist nah dran. Bei diesen kleinen Sachen trauen sich auch neue Kreative mitzuwirken, Publikum und Künstler werden wirklich miteinander konfrontiert, hier kann Entwicklung passieren, auf beiden Seiten. Die Politik wäre gefragt, solche Spontaneität zuzulassen und zu fördern und so zu ermöglichen, dass nicht alles in Bürokratie ersticken. Unser Land ist reich an Menschen, die Musik machen, es ist sehr viel los, vom Black Metal bis Disco, man findet alles. Quasi jeder kann hier „seinen“ Sound live erleben, wenn er etwas Geduld hat und bereit ist „Kilometer zu machen“. Insgesamt sind die Leute offener, hören vielfältige Musik und gehen zu Konzerten. Für mich ist das ein Luxus, man hat die angenehme Qual der Wahl. Heute ist alles viel diverser, auch in den Köpfen der Bürger*innen und sogar in jenen der politisch Verantwortlichen. Wenn man einen Schritt zurück macht und auf die Sache schaut, dann ist es eigentlich super, dass es so ist!

Le son de la résistance : Applaus gegen Applaus

Aziza Daou

Ich möchte denjenigen, die die Augenblicke der Wertschätzung nach einer Darbietung anders denken möchten, einen Gegenapplaus zum herkömmlichen Applaus vorschlagen. Mit diesem Akt des sanften Widerstands will ich kein Ziel erreichen. Es handelt sich um eine Geste, die allein durch ihre Existenz widersprüchlich ist, abgesehen von ihrem besonderen Klang und ihrer tiefen Nutzlosigkeit.

Wenn Sie sich bereit fühlen, beginnen Sie, die Handflächen zusammenzubringen und dann auseinanderzuziehen, in einer sich wiederholenden Bewegung, die anfangs beschleunigt und dann in einem mäßigen Tempo fortgesetzt wird.

Diese Handlung erzeugt ein mittelstarkes Geräusch, das möglicherweise einigen Personen bekannt vorkommt.



Jekami

Auch in der Literatur hat sich die Laienherrschaft durchgesetzt

Felix Philipp Ingold



„Zu gut!“ – mit diesem Ausruf wird im Tennis ein Angriffsball kommentiert, der so ingenios ins gegnerische Feld gelangt, dass er nicht zurückgespielt werden kann. Überragendes Können erbringt hier Gewinnpunkte und wird entsprechend mit Applaus honoriert. Nicht so in der Literatur, wo künstlerische Bestleistungen in aller Regel als zu „schwierig“, als zu „elitär“ gelten, um besprochen oder gar ausgezeichnet zu werden. Die sogenannten Bestenlisten sind längst zu Bestsellerlisten verkommen, Quantität hat durchwegs Vorrang vor Qualität. Als „Qualität“ gilt nicht mehr das Können (Literatur als Kunst), sondern die quantitative Produktion, der Erfolg auf dem Markt, die Präsenz im Betrieb und, nicht zuletzt, die Ausstattung der Autorinnen und Autoren mit Preisen, Stipendien und sonstigen Ehrungen. Die Anzahl solcher Auszeichnungen scheint von essenzieller Wichtigkeit zu sein, in der Verlagswerbung werden sie – als prekärer Leistungsausweis – gleichrangig mit den Werktiteln vermerkt.

Was einer „Auszeichnung“ würdig, sie also wert ist, wird in aller Regel von einem Gremium von Gutachtern (Experten, auch Kritiken) bestimmt, die autoritativ und weitgehend unangefochten als „Jury“ auftreten, sei's bei Wettbewerben, sei's bei regelmässig verliehenen Stipendien, Buch- und Förderpreisen. Ausgezeichnet wird gemeinhin nicht beste Qualität, sondern schiere Konsensfähigkeit, das mithin, was unterschiedlichsten, auch außerliterarischen Kriterien genügen kann, mit Literatur als Kunst aber nichts zu schaffen hat – etwa Geschlechts-, Religions-, Partei- oder Verlagszugehörigkeit, Alter und sozialer Status, politische oder ideologische Position usf. Als konsensfähig können nur gefällige, mehrheitlich akzeptable Kandidaten gelten, die sich bestehenden Trends und Vorlieben zuordnen lassen. Dies wiederum passt (weit über den Literatur- und Kunstbetrieb hinaus) zur generellen Gleichmacherei in den Medien, den Institutionen, der Politik. Beleg dafür ist die stetig wiederholte Forderung nach allseitiger „Gleichstellung“: Kollektivität, Inklusion und Uniformität am Arbeitsplatz, im Sport, bei der Ernährung, bei der Gesundheit, vermehrt auch im Sprachgebrauch, sogar im Denken und Fühlen.

Heute ist in der Belletristik kolloquiale Prosa gefragt, vorrangig Docufiction mit thematischen Schwerpunkten wie Herkunft, Familie, Missbrauch, Krankheit, Trennung, Migration, Drogen, Sex, Natur. Meist jedenfalls bleibt das spezifisch künstlerische Vermögen von Literatur ungenutzt, nämlich die Konstruktion möglicher Welten, die als solche im Erzähltext einen eigenen Realitätsstatus gewinnen und somit etwas Reales entstehen lassen, das als rein künstlerisches Faktum Bestand hat und gleichzeitig der realen Welt angehört. Doch solch angeblich abgehobene Literatur findet aktuell weder beim Feuilleton noch beim Lesepublikum irgendwelchen Zuspruch: Beschreibungsprosa, experimentelle Texte und überhaupt Literatur mit Kunstan spruch werden im Betrieb unbesehen aussortiert.

Man mag das bedauern, man kann es auch begrüßen, in jedem Fall ist es, ob man's will oder nicht, als Tatsache zu akzeptieren. Bleibt die Frage, weshalb die mehrheits- und konsensfähige Literaturproduktion, der doch jede Innovationskraft und jedes Formbewusstsein abgehen, weiterhin als „schöne Literatur“ einen Kunstanspruch erheben sollte, obwohl sie, einerseits, diesem Anspruch formal nicht genügen kann, und obwohl, andererseits, die überwiegende Leserschaft auf diesen Anspruch noch so gern verzichtet. Leserkommentare, Besprechungen und Werbetexte stimmen darin weitgehend überein. Dass unbedachte Superlativen weit häufiger zum Einsatz kommen als sachbezogene Argumente, wird im Tagesfeuilleton ebenso exemplarisch vorgeführt wie in Kritiker runden bei Schreib- und Lesewettbewerben.

Das Jekami-Prinzip – jeder kann mitmachen – gilt derzeit für Schreibende und Lesende gleichermaßen. Laienhaftes Schreiben wie laienhafte Lektüre sind unfehlbar dominant und somit meinungsbildend geworden, sie prägen das allgemeine Literaturverständnis und, vor allem andern, den mehrheitlichen, mithin maßgeblichen literarischen Geschmack. Laienherrschaft da wie dort – jeder und jede darf nun tatsächlich Literatur als „Kunst“ praktizieren und darüber hinaus mitbestimmen, was als „Literatur“ beziehungsweise als „Kunst“ zu gelten hat. Dazu kommt neuerdings als Verstärker solch leichter Literatur die künstliche Intelligenz

– sie hat innert kürzester Zeit eine Schreibkompetenz entwickelt, die dem literarischen Mittelmaß durchaus gewachsen, wenn nicht überlegen ist.

Ich nehme an, dass die zeitgenössische belletristische Produktion (Lyrik inbegripen) großmehrheitlich durch ChatGPT – allenfalls mit Beihilfe des Lektorats – auf dem Niveau bewerkstelligt werden könnte, das der gegenwärtigen Geschmacksnorm entspricht. ChatGPT wird in absehbarer Zeit die bestehenden Literaturinsti tute und Schreibwerkstätten wie auch die Berufsschriftsteller überflüssig machen. Überbleiben werden allein jene wenigen Autoren (auch Autorinnen), die heute als elitäre Minderheit mit unverwechselbarem, als unzeitgemäß verpöntem Personalstil am Rand des Betriebs operieren.

Kunst und KI werden getrennte Wege gehen, der Literaturbetrieb wird durch Computer aufrechterhalten ohne Beteiligung individueller Autoren. Damit wird naturgemäß auch das Rezensentenwesen obsolet – wer wollte, wer sollte denn computergenerierte Texte noch besprechen wollen? Und wozu? Vollends obsolet werden die Literatur-Jurys, deren Rat und Urteil nicht mehr von Interesse sein kann, wenn die KI die Werkherrschaft übernimmt. Nur ein Preis wird dann noch zu vergeben sein: der Publikumspreis aus den dichten Reihen unberufener, selbsterannter Geschmacksrichter.

Doch kaum etwas wird sich dadurch auf der Produkt und Qualitätsebene ändern. Die flache Mehrheitsliteratur wird weiterbestehen, jedoch nicht mehr als namentlich verantwortete „Kunst“, sondern als künstliche Hervorbringung im Mainstream für Normalverbraucher. So oder anders wird das Mittelmaß der bestimmende literarische Gradmesser bleiben. Friedrich Hölderlins diesbezügliche Diagnose hat Geltung nach wie vor: „Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt ...“ Nur dass die „Menge“ inzwischen von der schwei genden zur tonangebenden Mehrheit geworden ist.

Mutmaßungen über die Gegenwart

Ein Brief an Uwe Johnson

Jan Decker



Es ist eine Reisegesellschaft. Sie startet an unregelmäßigen Tagen vom Busbahnhof aus, der vor dem Eingangsgebäude des Hernalser Friedhofs in Wien liegt, sehr geehrter Uwe Johnson. Manchmal treffe ich zufällig, wenn mein Weg an der Straße vor diesem Friedhof entlangführt, auf dem unsere Kollegen Christine Nöslänger und Günther Anders begraben sind, auf jene Reisegesellschaft. Niemand kennt den genauen Tag, an dem das geschieht, immer wieder überrascht mich ihr Anblick. Dann sieht man Menschen aus allen Richtungen auf die drei oder vier großen Busse zuströmen, deren Türen und Ladeklappen offenstehen. Sie tragen alle großen und kleinen Gegenstände in der Hand, Pakete, Koffer, Schuhe, was auch immer. Sie verschwinden in den Reisebussen. Diese bleiben noch ein paar Minuten mit geöffneten Türen auf ihren Parkplätzen stehen. Schließlich fahren sie los, nachdem im letzten Moment noch ein, zwei Menschen die Busse verlassen haben und der Reisegesellschaft jetzt herzlich zuwinken. Die Busse verschwinden.

Vielelleicht interessieren Sie meine Beobachtungen. Ich weiß nicht viel über diese Menschen, aber ich stelle seit Tagen und Wochen Mutmaßungen über sie an, so wie Sie Mutmaßungen über eine Figur namens Jakob Abs angestellt haben. Und deshalb, weil Sie das getan haben, wollte ich Ihnen diese Szene schildern und Ihnen erzählen, wie sehr sie mich beschäftigt, sehr geehrter Uwe Johnson. Sie fordert mich nämlich zum Erzählen auf, ich glaube, jene Reisegesellschaft verkörpert für mich sogar den Keim des Erzählens. Was ich erzählen will, tut dabei gar nichts zur Sache, ich glaube, man hat es hier mit Universalien des Erzählens zu tun. Mit Gegenwart, die in Literatur überführt werden möchte, weil sie in Bewegung ist, mehrdeutig, rätselhaft und weil sie sich geflechtartig in alle Richtungen entfaltet. Vielleicht werde ich einmal einen Roman mit dieser Szene vor dem Hernalser Friedhof beginnen lassen.

Inzwischen habe ich herausgefunden, sehr geehrter Uwe Johnson, dass die Reisebusse nach Serbien fah-

ren. Sie fahren in Städte mit langen, klangvollen Namen, die ich nicht kenne und die mir schon beim bloßen Lesen Schwierigkeiten der Intonation bereiten. Diese Fremdheit verstärkt nur meine Neugier auf jenen Erzählerstoff. Ich vermute hier Zusammenhänge zwischen Figuren, wie sie mir auch in Ihren Romanen immer wieder begegnen. Kinder suchen da nach ihren Eltern, Geschwister sehen sich wieder, Geliebte werden nach einer langen Zeit der Trennung wieder vereint oder reisen auseinander, um sich zu trennen. Vieles an dieser Reisegesellschaft bleibt Geheimnis, aber das stört mich beim Erzählen überhaupt nicht. Ich bin bereit, diesen Rest auszufantasieren, ihn in meine Sprache und meine Vorstellungen zu überführen. Aber dass da eine Trennung, eine Abfahrt, ein Neubeginn stattfindet, verspricht für mich, Literatur zu sein, verstehen Sie das? Ich glaube, die Geschichte jener Reisegesellschaft beschäftigt mich noch mehr, seit vor einigen Wochen der Krieg in der Ukraine begann. Reisen diese Menschen in Richtung dieses Kriegs, kommen sie mit ihm in Berührung, wird er sie streifen, in Ruhe lassen, kaltlassen?

Ist es nicht ein seltsames Ding mit der Gegenwart, dass sie manchmal solche erzählerischen Funken für uns schlägt? Haben Sie auf so eine Weise auch schon einmal Stoffe geschenkt bekommen? Ich muss Ihnen die Schwierigkeit der funkenlosen Erfindung von Literatur ja gar nicht schildern, sehr geehrter Uwe Johnson, den schmalen Grat zwischen Inspiration und Verzweiflung. Ich bin meiner Hernalser Reisegesellschaft dankbar, weil sich ihre Erscheinungsform zudem jeden Tag etwas verwandelt. Mal sind nur ein oder zwei Busse auf den Parkplätzen dort abgestellt, mal sind sie mit einem ominösen Strafzettel über 75 Euro für angebliches Falschparken ausgestattet, mal nicht. Oft hüpfen dieselben zwei Krähen oder Tauben um diese abgestellten Busse herum, um die zurückgelassenen Brotkrümel der Reisegesellschaft aufzupicken, ihre für mein Auge unsichtbare Hinterlassenschaft. Und neulich standen am Bussteig mehrere Gegenstände herum, die von den abgefahrenen Bussen stammen muss-

ten, eine Kiste mit Kinderspielzeug, Kleidung, ein paar Schuhe, ein Klapprad. Wie würden Sie diese ganze Geschichte lesen oder noch besser schreiben?

Ich glaube jedenfalls, dass Sie die Szene berührt hätte. Reisende, die mit jeder Abfahrt nach Serbien vor einer neuen Möglichkeit stehen, ihr Leben zu verändern. Die vielleicht in jenen schrecklichen Krieg hineingezogen werden, ob sie wollen oder nicht, der mit der bloßen Anwesenheit dieser Reisebusse vor meinem Auge auch für mich ein Stück greifbarer wird. Hätte Sie nicht auch berührt, dass da Menschen zwischen mindestens zwei Ländern und Kulturen stehen? Ich beobachte manchmal auch die serbischen Männer, wie sie laut und herzlich miteinander reden, dann spucken sie plötzlich heftig aus und ziehen wieder an ihren kurzen, filterlosen Zigaretten. Was sind ihre Verluste, verstehen Sie meine Frage? Müssen einige von ihnen in den nächsten Jahren sterben, so wie Ihr Jakob Abs auf eine zugegeben geheimnisvolle Art sterben musste? Welche Fehler liegen vor diesen Reisenden? Oder transportiere ich hier nur eigene Verlustängste in wildfremde Personen hinein, sehr geehrter Uwe Johnson? Und dann ist da die sinnliche Präsenz jener Reisebusse, die mich beschäftigt: Einer ist leuchtend weiß, hat serbische Wörter auf der Fahrertür stehen, die ich ebenfalls kaum aussprechen kann, so konsonantenreich sind sie, doch dann steht da ein deutschsprachiger Schriftzug groß auf der Seite des Busses: „Gemeinsam reisen, gemeinsam erleben“. Die anderen zwei, drei Busse sind violett, aber sie gehören zum selben Busunternehmen, sie sind alle groß, wirken komfortabel, haben Piktogramme auf ihren Fenstern aufgeklebt, eines zeigt eine Serviererin mit einem Tablet, es wird in diesen Bussen also bedient, ich frage mich jedes Mal, warum die Person auf dem Piktogramm eine Frau ist, wer hat sich jene Piktogramme eigentlich ausgedacht?

Ich bin mir sicher, Sie wundern sich nicht über mich. Meine Fragen an diese Szene kommen Ihnen nicht seltsam vor, nein, sondern wie das Warmlaufen eines



Erzählers vor seinem Sprung in den Text, nicht wahr? Ist es nicht merkwürdig, dass Sie, als Sie bereits in der BRD lebten, oft auf den Priwall bei Travemünde fuhren, um durch den Stacheldraht dort am Strand hindurch einen Blick auf Ihre alte Heimat zu werfen? Auch das kommt mir nicht merkwürdig vor, die Sehnsucht nach Mecklenburg und Pommern ist eine Realität, ein Ort, egal ob nun der Priwall oder der Busbahnhof vor dem Hernalser Friedhof, materialisiert Geschichten. Ich bin am Main aufgewachsen, im Badewannenklima des Maintals, und dort haben sich für mich zum ersten Mal Geschichten materialisiert. Die wirklich spannenden Geschichten, sehr geehrter Uwe Johnson, wie jene von den serbischen Reisebussen, spielen sich aber in den großen Städten ab, so ist es nun einmal. New York, Wien, sie werfen viel erzählerisches Futter ab, nachdem wir Schriftsteller wie Tauben gierig picken. Und trotzdem überkommt mich neuerdings eine Beklommenheit, wenn ich an der Straße vor dem Friedhof wieder auf die Reisegesellschaft treffe.

Wissen Sie warum? Denn ich verhalte mich merkwürdig, wenn ich um diese Reisegesellschaft, so wie heute, minutenlang herumschleiche. Ich verhalte mich dann wie ein Agent oder Privatdetektiv, ich bin der kalte Erzähler, der Menschen gerade mit seinem Blick zu Figuren degradiert. Und wehe, diese erspähen mich, kennen Sie auch jenen schlummen Fluch, der den Erzähler treffen kann: dass sich dann alles vor seinem Auge in ein Nichts auflöst? Davon berichten ja auf andere Weise unsere Schreibkrisen, auch ich hatte meine, sehr geehrter Uwe Johnson, aber schweigen wir davon. Dabei will ich doch gar nicht meine Reisegesellschaft auskundschaften oder denunzieren. Nur bin ich eben so dickköpfig, daran zu glauben, dass sich Literatur von Zeit zu Zeit in solchen Momenten der Gegenwart materialisiert.

Sie kennen solche erregenden Zustände? Wenn die Gegenwart wie angereichert erscheint, wenn wir am liebsten von diesen Szenen sofort an den Schreibtisch springen würden, all das aufschreiben, was wir erspähen? Ich sah vorhin zum Beispiel zwei Männer, die mit langen Stangen die Fensterscheiben des weißen Busses putzen, während zwei andere Männer schwere Taschen in den Passagierraum eines der violetten Busse luden. Es ist für mich nie vorausschaubar, sehr geehrter Uwe Johnson, was mit dieser Reisegesellschaft gerade passiert, und das macht ihren großen erzählerischen Reiz aus. Das sind Beobachtungen, die nur wir Schriftsteller machen, weil wir ja überhaupt die einzigen sind, die sich derart obsessiv mit drei oder vier abfahrenden serbischen Reisebussen beschäftigen. Merkwürdig, die Frauen kommen immer zuletzt, erst wenn die Busse kurz vor der Abfahrt sind, treffen sie ein, sie werden von Dutzenden Autos aus der ganzen



Stadt zum Busbahnhof gebracht, und dann nimmt auch die Heftigkeit der Emotionen zu, es ist ein allgemeines Winken, Umarmen, Weinen und Lachen angesagt.

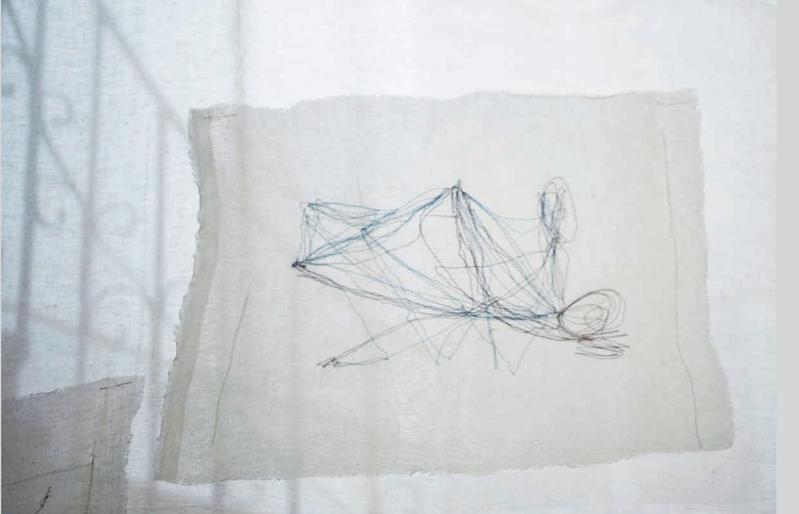
Nur wohin will ich eigentlich mit diesem Stoff? Er ist sicherlich bloß die Rohmasse für einen wie Jakob Abs, einen wirklichen Protagonisten, der in jene Busse steigt oder ihnen ausweicht. Da fehlt noch jemand in meiner Geschichte, nicht wahr? Und da merkt man ja schon, was für eine verfluchte Arbeit dieses Schreiben macht, das mir allein für diese Rohmasse eine Blickgenauigkeit abverlangt, die mich an den Rand der alltäglichen Entspanntheit bringt. Deshalb bin ich beim Beobachten jener Reisegesellschaft auch ein Kettenraucher, der sich hinter den Glimmstängeln versteckt, um einen Grund zu haben, auf die Serben und ihre Busse glotzen zu dürfen. Und wenn die einmal herausfinden, dass sie da von einem Schriftsteller eingehend unter die Lupe genommen werden? Kennen Sie diese lächerliche Angst vor den eigenen Figuren, sehr geehrter Uwe Johnson, zumal wenn sie Serben sind und damit der körperlichen Auseinandersetzung nicht abgeneigt, halbe Russen sozusagen?

So kommen dann auch bei mir Alkohol und Zigaretten ins Spiel, sehr geehrter Uwe Johnson, unsere hässlichen Hilfsmittel als Schriftsteller, um die ganze Szene und das, was ich aus ihr mache, zu verdauen. Wenn ich Ihnen hier in diesem Brief davon berichte, dann doch nur unter dem Deckmantel der Diskretion. Ein Schriftsteller muss jedenfalls einen gut beobachteten und relevanten Stoff haben, starke Figuren, eine gesunde Skepsis und unzählige Fragen. Wie lässt sich jene anspruchsvolle Mischung denn anders herstellen als mit der Hilfe von Suchtmitteln? Mir hilft es ja nichts, dass ich an einem Fluss namens Main aufwuchs, eine prägende Herkunft habe, Sehnsucht nach dem Badewannenklima am Wasser im Tal da unten. Ich bin heute in eine fremde Welt gestoßen, die sinnlose Kriege führt. Für diese Fremdheit stehen schließlich auch die Orte unserer Schreibkrisen, bei Ihnen war es Sheerness-on-

Laura Zindaco ist Teil des Kollektivs für kreative Gestaltung „Skraus Cube – arte in volumetria imperfette“ und gestaltet monatlich das Aufmacherbild für das Programm-Faltblatt des unabhängigen Meraner Kulturvereins *ost west club est ovest*. Ihre analog gestalteten und anschließend digital bearbeiteten Collagen sind als Bildstrecke in dieser *Kulturelemente* Ausgabe zu sehen.

Elisabeth Hözl: Räume der Erinnerung.

Axel Lapp



ELISABETH HÖZL
Locked-in
FOTO Karl Heinz Sollbauer

Ein Jahr lang – vom Dezember 2022 bis zum Dezember 2023 – war die Rauminstallation *Locked-in* von Elisabeth Hözl als Teil der jährlichen Veranstaltungsreihe „Garten-gespräche“ (welche von Raffaele Virgadala seit 2018 organisiert wird) in einem Treppenhaus der Laubengasse 315 in Meran zu sehen. Ein Jahr lang hingen zwei lange Stoffbahnen aus Baumwoll-Gaze zwischen den Aufgängen des Treppenhauses herab, an denen kleinere Stofffetzen mit eingeätzten Zeichnungen befestigt waren. Ein Jahr lang wurden diese Zeichnungen zum Teil des Raumes der Bewohner*innen und Besucher*innen dieses Gebäudes, deren Blicke durch die im Raum hängenden Zeichnungen begrenzt wurden und deren Erfahrungen des Kunstwerks sich mit den in den Zeichnungen vermittelten Erfahrungen vermengten.

Die Zeichnungen, deren Linien mit den Fäden einer Nähmaschine in den Stoff eingearbeitet waren, skizzieren unterschiedliche Räume und markierten darin die Bewegungslinien ihrer Bewohner*innen. Die genähnten Zeichnungen notierten die Beschränkungen der Bewegungsfreiheit während der Corona-Pandemie und dokumentierten ihre Auswirkungen auf die Leben der Einzelnen. Bereits im Mai 2020 hatte Elisabeth Hözl in ihrem Umkreis dazu aufgerufen, Pläne der eigenen Wohnung aufzuziehen und darin die eigenen Aufenthaltsorte und Bewegungen während des ersten Lockdowns, der in Südtirol am 5. März 2020 begonnen hatte, einzutragen:

„Rückblickend – oder immer noch mitten drin – interessiert mich, wie sich das Leben in einem begrenzten Raum anfühlt und darstellen lässt. Es ist zwar kein Gefängnis, sondern der eigene Wohnraum, den wir aber als darin Eingeschlossene erlebt haben.“

Die Zeichnungen auf Papier, die sie daraufhin erhielt, zeigen die Bewegungsmuster einer zufälligen Gruppe

von Menschen unter den Einschränkungen des Lockdowns. Manche sind penibel gestaltet, manche flüchtig notiert, andere sind manisch ins Papier eingearbeitet. Einige zeigen anonyme Wege und Orte, andere bezeichnen genaue Details und weisen unterschiedlichen Personen entsprechende Farben zu. Selbst Haustiere sind verzeichnet, deren Linien sich mit denen ihrer Menschen kreuzen. Auf diese Weise entstanden fast schon Psychogramme der Einsamkeit oder der veränderten Kommunikation.

In der Folge hat Elisabeth Hözl diese Zeichnungen mit der Nähmaschine auf rechteckige Gaze-Stücke übertragen. Sie verzichtete dabei auf alle erklärenden Elemente und vereinfachte die unterschiedlichen Techniken der Ursprungszzeichnungen durch die gleichbleibende Stärke der Fadenlinien. Für *Locked-In* wurden diese Abstrahierungen dann in unregelmäßigen Abständen auf die großen, raumfüllenden Gaze-Bahnen montiert. Sie waren von keiner Stelle des Treppenhauses ganz zu erfassen, sondern man musste sich als Betrachter*in Stück für Stück annähern, die Treppenabsätze nacheinander hinauf- oder heruntersteigen und dabei die Arbeit umrunden. Die leichte Baumwoll-Gaze ließ das Licht und die Struktur des Ausstellungs-ortes hindurchscheinen. Nur wo Zeichnung und Grundfläche übereinanderlagen wurde die Ebene undurchsichtig. Hier verdichtete sich das Material zu einem Bild, es wurde deutlicher, fast so als wenn man sich eine Erinnerung vor Augen führt.

Es scheint deshalb ganz passend, dass dieser Text über die Räume der Erinnerung und die Erinnerung als räumlicher Erfahrung erst nach dem Ende der Ausstellung erscheint, wodurch auch diese Erfahrung des Kunstwerks von Elisabeth Hözl zu einer Erinnerung wird. Das Material der Gaze, das sichtbar ist und trotzdem durchsichtig, hatte Hözl schon einmal in einer anderen Arbeit über die Erinnerung verwendet. In der fotografischen Serie *Augenblick* (2021-22) nutzte sie einen

Estratto dal Capitolo 6*

Matteo Jamunno

La routine è ciò che salva un essere umano dalla disperazione. «Se so cosa farò la mattina e cosa accadrà nel pomeriggio, la sera prenderò sonno senza problemi.» Dormire è una routine essenziale, perché perdere sonno vuol dire perdere energie e non avere forza per gestire il poco tempo che resta. Quando vecchi, vivere diventa un costante susseguirsi di perdite. Perdi le persone che ami. Perdi il filo della storia quando ti addormenti mentre leggi. Perdi capelli. Denti. Bottoni dalle camice nell'armadio. Perdi l'appetito perché non hai più voglia di cucinare e aprire un barattolo di zuppa in scatola diventa routine che nutre. Perdi un pezzo di speranza, come un albero perde una foglia, e gli alberi sulla collina non avevano né l'una né l'altra cosa. Si ergevano quasi spogli, avviliti, senza sapere cosa li tenesse in piedi. Quegli alberi e Louis avevano molte più cose in comune di quanto lui avesse mai sospettato.

Il villaggio era stato fondato su salde basi di routine per salvarsi dall'inaspettato. Le forniture alimentari arrivavano regolarmente solo una volta alla settimana. Il tempo veniva scandito giorno dopo giorno offrendo non più di un elemento su cui concentrarsi. Chi aveva deciso di andare a vivere in quel contesto era sceso a compromessi con le proprie aspettative. La routine non annulla il tempo, lo addomesticata. Ti senti in grado di controllarlo. Puoi fare a meno di indossare un orologio perché sai già quello che accadrà. È uscire con il cane, lasciando il guinzaglio in casa. Tutti gli abitanti del villaggio volevano quello. Controllare il tempo e non vederlo più come un nemico. Molti erano vivi per inerzia e si recavano al ristorante per bere dimenticandosi di essere morti anni prima, solo perché bere al ristorante era divenuto parte della loro routine.

Il supermercato apriva i battenti ogni mattina sapendo già chi sarebbe entrato di lì a breve. Delle volte, sapendo già quali sarebbe stato l'incasso. La novità tecnologica del mese era passata in disuso nel momento in cui veniva esposta. Doveva essere un oggetto talmente depotenziato da non creare scompiglio.

Magda aveva accettato remissivamente di andare a vivere nel villaggio. Lei sognava viaggi, perdersi in esperienze rimandate a causa della famiglia, del lavoro, della malattia, del miraggio della pensione. Ben prima di conoscere Louis si era già resa conto che lo scorrere inesorabile del tempo le aveva fatto perdere le energie per realizzare tutto quello che desiderava. Louis dal canto suo non era mai stato coraggioso. Il giardino dove passava le sue giornate era la metafora perfetta della sua apertura mentale. Quel villaggio era la tomba sopra il terreno dove aveva scelto di finire confinato per fuggire dall'inaspettato.

Creare un minuscolo scompiglio nella routine del villaggio era il compromesso che Magda aveva raggiunto con le sue rane. Louis non poteva fare a meno di pensare che il tir fosse stato la sua punizione, un segno per fargli capire che niente può essere sicuro, nemmeno un luogo dove il tempo non esiste. Se invece di un villaggio avessero scelto di andare a vivere in una caverna, la montagna sarebbe crollata. Se invece della montagna avessero scelto una barca nel mezzo di un lago, sarebbe stato un maremoto. Se fossero saliti su un razzo e finiti su un pianeta lontano, sarebbe stato un asteroide.

Louis sentiva che, qualunque cosa lui avesse scelto di fare, non ci sarebbe stato modo di scappare dal dolore. Che gli sarebbe sempre stata tolta l'unica bellezza che lo teneva in vita.

Gli gnomi erano l'universo da lui creato, dove tutto seguiva regole salde che solo lui conosceva. Era una divinità armata di spazzola, lucidante, ombrello dalla punta in osso e metro pieghevole per misurare le corrette distanze ossessivamente. Controllava la pioggia. La neve. Era il paladino delle intemperie.

I giorni successivi all'ultimo incontro, Greta li passò a camminare e studiare gli altri abitanti, non solo quelli che si recavano da lei al ristorante. C'era questo odore nell'aria, ovunque lei andasse. Usciva dalle bocche delle persone con cui parlava. Infestava le loro pareti domestiche. Non era odore di chiuso, era tanfo di rassegnazione. (...) Tutti avevano deposto le armi e accettato il loro destino. Li guardava uscire dalle case per recarsi mansueti verso la loro routine. Ogni volta che imparava un nuovo particolare della vita degli anziani, le veniva a mancare un centimetro di ossigeno nei polmoni.

Le venne il forte desiderio di scappare lontano e per fortuna le balenò in mente il ricordo di avere poco più vent'anni e che quel luogo non era fatto per lei. Non doveva essere anche la sua tomba. I suoi piedi presero l'iniziativa e si mise a correre via da tutto. Cercava qualcosa di inaspettato o solo di tornare a respirare. Raggiunse la cima della collina con le gambe che le facevano male. Lavorare in cucina non è di sicuro un grande allenamento per la corsa.

* Matteo Jamunno,
Nel gnoine del padre, Edition Raetia,
Bozen 2023

Literarische Meisterwerke aus Fernost: Die fesselnde Welt der Autorinnen aus Südkorea und Japan

Lydia Zimmer

In den verborgenen Schätzen der asiatischen Literaturszene gibt es eine Fülle fesselnder Geschichten und kultureller Kostbarkeiten. Besonders die Werke von Autorinnen aus Südkorea und Japan haben in jüngster Zeit die Blicke der internationalen Literaturwelt auf sich gezogen. Die erzählten Perspektiven fesseln nicht nur weltweit die Leserinnen und Leser, sondern zeichnen sich häufig durch ihre eigenwillige, kuriose und unkonventionelle Natur aus – eine willkommene Abwechslung zu dem, was wir in der westlich orientierten Literatur gewohnt sind.

Ein absolutes Highlight und Einsteigerbuch in die südkoreanische Literatur ist *Die Vegetarierin* von Han Kang. Das Buch wurde 2016 mit dem *Man Booker International Prize* ausgezeichnet. Es ist eine einfühlsame Geschichte über eine Frau, die beschließt, Vegetarierin zu werden, und die damit eine Reihe unerwarteter Ereignisse in Gang setzt. In der südkoreanischen Kultur spielt Fleisch eine bedeutende Rolle – nicht nur als Nahrungsquelle, sondern auch als zentraler Bestandteil des Alltags und Ausdruck von Gemeinschaft und Tradition. Die Autorin wirft somit indirekt auch Fragen zur Familie, Gesellschaft und Identität auf. Spannend ist auch, dass die Hauptfigur selbst nie zu Wort kommt. Ein weiterer Bestseller ist *Kim Jiyoung, geboren 1982*. In diesem Buch stellt die Roman- und Drehbuchautorin Cho Nam-Joo das Leben einer Frau im heutigen Südkorea in den Fokus. Die minimalistische Prosa von Cho Nam-Joo hat allerdings nicht nur viele Leserinnen weltweit begeistert, sondern auch Massenproteste in Korea ausgelöst. Die Stärke dieses Buches liegt dabei nicht in einem kämpferischen Ton. Im Gegenteil: Hier wird fast schon emotionslos und nüchtern die Biografie einer Durchschnittsfrau erzählt.



Han Kang: *Die Vegetarierin*. 250 Seiten. 2020.

Cho Nam-Joo: *Kim Jiyoung, geboren 1982*. 208 Seiten. 2022.

Laura Imai Messina: *Eine Telefonzelle am Ende der Welt*. 352 Seiten. 2021.

Sayaka Murata: *Die Ladenhüterin*. 145 Seiten. 2019.

Autor*innen

Aziza Daou

Künstlerin und wissenschaftliche Mediatorin,
Baume-les-Dames

Jan Decker

Schriftsteller, Wien

Reinhold Giovanett

Publizist, Kurtatsch

Felix Philipp Ingold

freier Autor, Übersetzer und Herausgeber, Zürich

Denis Isaia

Direktor der Sammlung Mart, Rovereto

Matteo Jamunno

Singer-Songwriter und Dichter, Bozen/Wien

Axel Lapp

Leiter der MEWO Kunsthalle und der Museen im Antonierhaus, Memmingen

Illich Molin

Philosoph, Venedig

Haimo Perkmann

Kulturpublizist, Übersetzer, Meran

Sonja Steger

Autorin und Kulturarbeiterin, Schenna

Lydia Zimmer

Literaturvermittlerin und Literaturexpertin, Basel

Laura Zindaco

Kunstlehrerin, Vorstandsmitglied und Kulturarbeit bei ost west club est ovest, Meran



STIFTUNG FONDAZIONE
SPARKASSE

**Wir stiften Zukunft
Promuoviamo futuro**